

Laudatio

zur Arbeit von Regina Reinart:

Die Amazonien-Synode als Chance und Herausforderung der Mission.

Um es vorweg zu nehmen, letzte meine Doktorandin hat erstens so selbstständig gearbeitet, dass ich mir fast überflüssig vorkam, und zweitens in einem atemberaubenden Tempo, dass mir altem Mann die Luft wegblieb. 2018 begann sie die Arbeit an der Philosophisch-Theologischen Hochschule SVD St. Augustin und stellte sie 2020 fertig an der mittlerweile zur Hochschule für Katholische Theologie in Köln mutierten Institution, wobei noch eine Reise nach Brasilien und die Synodenteilnahme in Rom hinzukamen. 2021 erschien die These gedruckt als Band 118 der Studia Instituti Missiologici Societatis Verbi Divini im Verlag Franz Schmitt in Siegburg.

Der Untertitel der Arbeit „Der Imperativ des Umweltschutzes, der Stärkung der indigenen Völker und des Aufbaus indigener Ortskirchen“ weist bereits auf die Schwerpunktthemen dieser Arbeit hin. Frau Reinart als Länderreferentin für Brasilien und speziell das Amazonasgebiet bei MISEREOR hatte im Rahmen ihrer Tätigkeit bereits fünf Jahre zuvor die Gelegenheit, das Volk der Munduruku am Tapajós, einem Nebenfluss des Amazonas, kennenzulernen und wurde vor Ort mit der Konfliktivität der Amazonas-Region konkret konfrontiert. Der geopolitische Druck auf die indigenen Völker durch die brasilianischen Verwaltungsorgane, der in der Regierungszeit des Präsidenten Bolsonaro aggressiv zugenommen hatte, sorgte für eine unkontrollierte Ausbeutung und Zerstörung des Regenwalds für Weideflächen und Sojaplantagen, eine meist illegale Invasion der indigenen Territorien von Tausenden von Glücksrittern auf der Suche nach Gold und schnellem Reichtum sowie die offizielle Missachtung indigener Landrechte, beruhend auf der Doktrin der Regierung, den Regenwald für die nationale Ökonomie zu nutzen, unter dem Motto: Was spielen ein paar hunderttausend Indios eine Rolle gegenüber zweihundert Millionen gieriger Brasilianer.

Die Rolle der missionarischen Kirche in dieser Konfliktivität – und dies bezieht sich fast ausschließlich auf die Katholische Kirche, denn die dort auch missionierenden Evangelikalen arbeiten weithin in Übereinstimmung mit der nationalen Regierungsdoktrin – die Rolle der Kirche ist die der Verteidigung der Menschenrechte und der Integrität der Umwelt. Da dieser Auftrag mit der Verkündigung des Evangeliums als froher und befreiender Botschaft verknüpft ist, stellt sich die drängende Frage nach einer der indigenen Bevölkerung angepassten Pastoral, die das Herz dieser Menschen erreichen kann, ohne ihre eigenen Lebensvorstellungen und transzendenten Hoffnungen zu zerstören. Die Aufgabe erscheint wie die Quadratur des Kreises: Wie soll man eine zweitausend Jahre alte katholische Lehre und Lebensweise europäisch-philosophischer Prägung so verändern, dass sie von Menschen, die in ihrer eigenen mythologischen Symbolwelt beheimatet sind, verstanden, akzeptiert und gelebt werden kann? Oder umgekehrt gesehen: Wie kann eine mythologische Regenwaldkultur das Evangelium integrieren, ohne sich selbst aufgeben zu müssen?

Die Amazonien-Synode vom Oktober 2019 hat sich an diese Aufgabe gewagt. Frau Reinart entwickelt diesen Prozess in einer induktiven Methodik. Ausgehend von den faktischen Realitäten der betroffenen Völker und politischen Akteuren, den kirchlichen

Bemühungen um ein inkulturiertes Christentum in missionarischen Situationen vor Ort und Lehrschreiben sowie schließlich im synodalen Ringen um ein neues Konzept kirchlicher Präsenz unter den Indigenen von Amazonien wird das traditionelle Missionskonzept hinterfragt und andererseits ein neues pastorales Wirken dargestellt. Dass dieses neue Konzept nur halbherzig von päpstlicher Seite gutgeheißen und mit vielen Abstrichen genehmigt wurde, lag nicht an der Synode, sondern an gesamt kirchlichen Vorbehalten gegenüber tiefgreifenden Reformen wie dem Laienpriestertum oder dem Weiheamt für Frauen. Im 4. Kapitel der These wird dieser Prozess minutiös beleuchtet und die Antagonismen aufgedeckt. Als Fazit kann der Leser den Schluss ziehen, dass die heutige missionarische Universalkirche noch nicht bereit ist, ihren europäischen kulturellen Hintergrund aufzugeben, um in ein ganz anders geartetes kulturelles Umfeld einzutauchen.

Einige Beispiele andersartiger Missionsarbeit am Amazonas werden in der These vorgestellt. Durch die im Zuge des II. Vatikanischen Konzils neuen Überlegungen von brasilianischen Missiologen und Anthropologen erschien 1969 ein Leitfaden für den Umgang mit den Indigenen („Diretório indígena“), in dem es heißt: „Es gibt nicht den einen Indigenen, einer gleich dem anderen. Es gibt indigene Völker, indigene Personen und Individuen. ... Jede indigene Gruppe [besitzt] ihre eigene Kultur, ihre eigene Psychologie und ihren eigenen Grad an Akkulturation. ... Es ist gut zu wissen, dass der Indigene isst, wenn er Hunger hat und nicht, wenn es Zeit ist. ... Es gibt keinen Zeitplan. Denkt daran, dass die Uhr der Indigenen die Sonne und ihre Spontaneität ist. Unsere systematische Art, jedem Ding oder jeder Handlung eine bestimmte Zeit zu geben, widerspricht völlig der üblichen Lebensweise der Indigenen. ... Es gibt keine Fortschrittsperspektive. Gebt gegenüber den Indigenen nicht den Eindruck, dass unsere größte Sorge die Produktion von Reichtum ist“ (S. 83–84).

In Folge dieser neuen Orientierung erfolgten Versuche neuer Evangelisierung, die in der These beispielhaft dargestellt werden. Hier ein kleiner Auszug. Schwester Genoveva (Helena Boyé 1923–2013) von den „Kleinen Schwestern Jesu“, einer französischen Gründung nach dem Vorbild von Charles de Foucault, arbeiten unter den Tapirapé im nordöstlichen Mato Grosso. Sie schreibt: „Gleich bei ihrer Ankunft standen die Kleinen Schwestern den Indigenen beherzt zur Seite. ... Statt im Umgang mit den Einheimischen vor allem die Vermittlung des Glaubens zu setzen, leisteten wir zuerst medizinische Hilfe. So konnte die Säuglingssterblichkeit in kurzer Zeit deutlich gesenkt werden. [Bei Ankunft der Schwestern 1952 gab es noch 50 Personen im Stamm, 2018 waren es bereits über 1.000, S. 98]. Die Schwestern übernahmen weitestgehend die Lebensweise der Eingeborenen: Sie lebten im selben Dorf, in ähnlichen Häusern, in gleicher Kleidung, pflanzten und aßen dasselbe wie sie und nahmen an ihren Ritualen teil. Für den Orden stand das Ziel im Vordergrund, mit den Indios in Geschwisterlichkeit zu leben. Sie erlernten die Sprache der Indios und ermutigten sie dazu, alles zu leben, was ihren eigenen Traditionen entsprach, einschließlich der Religion. So wurden wir mit der Zeit als Stammesmitglieder anerkannt. Das Selbstwertgefühl der Tapirapé kam zurück. Den Indigenen einfach nur den christlichen Glauben zu lehren, höchstes Ziel der Missionare früherer Epochen, hatte für die Kleinen Schwestern nie Priorität...“ (S. 99). Schwester Genoveva verstarb 2013 neunzigjährig und wurde nach dem Ritus der Tapirapé im Dorf beerdigt. Der für die Region zuständige Bischof Dom Pedro Casaldáliga unterstützte die Mission der Schwestern und setzte sich selbst für die Verteidigung der Rechte der Indigenen ein. Zusammen mit Dom Tomás Balduino und anderen gründete er 1972 den kirchlichen Missionsrat (Conselho Indigenista Missionário, CIMI). Schwester Genoveva erhielt 1996 den Bartolomé-de-las-Casas-Preis der spanischen

NGO Manos Unidos. Sie unterstreicht in einem Interview: „Wir katechisieren nicht, sondern wir werden katechisiert, sodass es dich zwingt, die Praktiken zu überdenken, sie zu läutern, zu fragen, was das Wesentliche ist. Wird sind nicht gekommen, unseren Glauben auf Tapirapé-Art zu leben – das wird für die nächste Generation sein, denke ich – aber zumindest haben wir ihn vereinfacht, wir haben in vielen Dingen das Accessoir weggelassen“ (S. 101).

Roberto Maldonado, Diplom-Forstwirt und WWF-Südamerika Referent betont, dass die Katholische Kirche mit Papst Franziskus „eine der stärksten und handlungsfähigsten internationalen Partner der Indigenen des Amazonas“ ist (S. 252). Die Synode ist eine Chance für die Kirche, wieder näher an den Menschen zu sein, denn sie bezieht Stellung für die Schwachen der Gesellschaft und diejenigen, die auf keine Lobby bauen können. Die Indigenen des Amazonas wollen keine Kopie europäischen Christentums sein, sondern ihre Kultur bewahren, ihre Grundrechte auf Lebensraum und Lebensweise sichern sowie ihr Christsein auf ihre eigene Art und Weise leben. Es geht um Pluralität in der einen Kirche. Das westliche moderne Religionsverständnis mag magisches Denken und animistische Glaubensvorstellungen als „primitiv“ und „abergläubisch“ einstufen, es wird jedoch nicht durch missionarische Katechese überwunden werden können. Uralte animistische Vorstellungen müssen unausweichlich eine Symbiose mit der christlichen Lehre eingehen, womit ein Christentum *sui generis* entstehen wird. Die Lebenspraxis des indigenen Volks wird zur Dialogpartnerin der Theologie. Hier wird ein Lernprozess angestoßen, der die Kirche sowohl zu einer integralen Ökologie als auch zu einer pastoralen und missionarischen Bekehrung aufruft, um die Herausforderungen einer konkreten Gegenwart aus dem Geist des Evangeliums heraus zu beantworten (S. 255).

Es wird eine eigene indigene Liturgie und Theologie entstehen, aus der heraus das Leben der Amazonasvölker mit einem neuen Geist erfüllt werden kann. Die Gesprächspartner der Theologie sind mannigfaltig: die indigenen Völker, die Mischbevölkerung der Flussanrainer (die sogenannten Caboclos), die weißen Bauern und Großgrundbesitzer, die afrikanischstämmige Bevölkerung, die anderen christlichen Denominationen, die Organisationen der Zivilgesellschaft, die sozialen Bewegungen und die staatlichen Verwaltungsorgane. Sie alle müssen in diesen Prozess der Bewahrung der Schöpfung, des Friedens und des Gemeinwohls eingebunden werden. Die Ergebnisse der Amazonien-Synode verweisen auf Räume neuer Erfahrungen in einem ernsthaften Dialog mit andersartigen Kulturen, auf die sich die Kirche jetzt einlässt und die zu einer neuen Gotteserfahrung führen wird. Dieses pastorale Konzept ist nicht nur für Amazonien relevant, sondern ist richtungsweisend für eine pluriforme Weltkirche. Paulo Suess schreibt abschließend dazu: „Vielleicht brauchen die Großkirchen in dieser winterlichen Phase der Stagnation den frischen Wind indigener Völker und Stämme. ... Indigene Ortskirchen werden heitere Kirchen sein, Kirchen des Wortes und des Teilens, Kirchen des Weges und auf dem Weg, missionarische Kirchen der Armen für die Anderen“ (S. 261).

Zum Schluss möchte ich nicht vergessen, die lebhafteste Bebilderung und den umfangreichen Anhang der These von 130 Seiten zu erwähnen, auf denen mannigfaltige bisher unveröffentlichte Dokumente in Originalsprache und deutscher Übersetzung wiedergegeben werden. Viele dieser Schriftstücke galten als verloren oder unauffindbar. Mit viel Eifer und Hingabe hat Frau Reinart diese Dokumente ausgegraben und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Mein herzlicher Glückwunsch, liebe Regina, zu dieser Arbeit und der heutigen Preisverleihung.

Mainz, 10.12.2022 Joachim Piepke